

Kaiser Wilhelm der Alte.

—
Festrede

gehalten am 22. März 1897 in der Aula
der Universität Greifswald

von

H. Ulmann,
Professor der Geschichte.



(Der Reinertrag ist für die Kaiser Wilhelms-Bibliothek in Posen bestimmt.)

Greifswald.
Verlag und Druck von Julius Abel.
1898.

22.3.1897
Greifswald
H. Ulmann

Unser deutsches Volk hat *seinen* Kaiser Wilhelm sich geschaffen bei Lebzeiten des Helden: teilnahmevolle Trauer einer ganzen Welt hat am Todestag unsere Anschauung gutgeheissen. Ist zu besorgen, dass einem Spruch von solch' überwältigender Einmütigkeit die Billigung der Nachwelt fehlen werde? Wird die Geschichte genötigt sein, dem hieheren Bild liebe Züge zu rauben, fremdartige hinzuzufügen oder gar es auszustreichen? — Noch ist die Zeit nicht da, um die Gestalt des Helden aus der Fülle der Ereignisse und Mitlebenden mit aller unerlässlichen Genauigkeit loszulösen und zu verstehen: Sybels urkundliches Werk hätte ungeschrieben bleiben müssen, wenn er den Kaiser aus dem Hintergrund des Gemäldes in den Vordergrund hätte rücken müssen. Und Treitschke hätte — ich weiss es aus seinem Munde — die ausführlichere Darstellung nicht auf Wilhelms Regierung ausgedehnt, sondern für sie mit einem jener Ueberblicke sich begnügt, in denen er Meister war.

Bei aller nötigen Bescheidenheit wissen wir des Unwidersprechlichen genug von der Denkart und aus dem Leben des Mannes, dessen hundertjährigen Gedenktage wir heute festlich begehen, um in den Umrissen seines Vermögens und Vollbringens nicht fehl zu greifen. In diesem Sinn lassen Sie uns betrachten den Mann und sein Werk.

Aller Glanz höchster Triumphe darf es nicht vergessen machen, dass Leidensstationen bezeichnen seinen Eintritt ins öffentliche Leben und den Beginn seiner Regierung. Als nach dem Brauch des Hauses der Zehnjährige in

die Armee eingestellt wurde, schien diese und das Vaterland der berechnenden Härte eines unbarmherzigen Feindes erliegen zu sollen; als er die Regentschaft antrat, geschah das unter den schmerzlichsten, gerade für ihn den Gewissenhaften peinlichsten, Verhältnissen, die vielleicht denkbar sind. Und zwischen beiden Endpunkten das Leben eines jüngeren Prinzen, der nicht für den Thron bestimmt war, ein Leben der Opfer für das Herz, des Verzichts auf Lieblingshoffnungen, ein Leben der Entsagung und bitterer Verkenning; zum Heil aber keine Zeit träger Ruhe, sondern eine Epoche ernster Selbsterziehung und arbeitvoller Pflichterfüllung. Nie hatte er dabei gedacht an Erlangung der Krone für sich selbst. Als sie sich dann doch herabsenkte auf sein schon gealtertes Haupt, da glühte unbewusst in ihm etwas von jener höchsten Königskunst, über deren Wesen andere nur tief sinnig spekulierten. Er war fähig zu herrschen, weil er sich selbst zu beherrschen durch das Leben gelehrt worden war. Einfach und wahr, anspruchslos und bereit die Empfindungen Anderer zu schonen, streng nur gegen sich selbst, demütig vor Gott und ohne den entferntesten Gedanken, sich selbst in Szene zu setzen, thätig früh und spät und nur das Recht vollend für Alle war der Mann, den wie keinen zweiten im Jahre 1848 der verblendete Hass seiner Mitbürger getroffen gehabt hatte. In ihm, dem vermeinten Leiter des militärischen Angriffs, dem „Kartätschenprinzen“ hatte der demokratische Zeitwahn instinktiv die festeste Klammer des Staats, die Armee verfolgt. In der That hatte der Prinz ihrer Vervollkommnung seine beste Lebenskraft geweiht: er war Soldat geworden mit Leib und Seele, ein wirklicher Fachmann, dem dann gerade aus diesem fachmännischen Können wertvollste Regenteneigenschaften hervorwachsen, vor allem das sichere Urtheil über Bewährung Anderer und die eigene Pflicht-

treue. Geniale Ratgeber neidlos, ja dankbar walten zu lassen, war ihm etwas selbstverständliches: aber nie hat er darum aufgehört, selbst König zu bleiben. Seine Arbeitsamkeit und Sachkenntnis machten ihm Vertraute entbehrlich, so dass sich jeder Ratgeber auf sein Fach beschränken musste. An Gegenwirkungen verwandtschaftlicher wie ehrgeizig-persönlicher Art hat es nicht gefehlt: aber des Königs klarer Blick liess sich schliesslich nicht beirren. In seinem Innern lebte eine aktive Kraft zum Wirken, so zu sagen ein leidenschaftlicher Trieb für das Beste der Armee, für seinen preussischen Staat: aber im Reden und Handeln hatte Achtung vor der eigenen Würde und der Persönlichkeit Anderer sein Empfinden zur besonnensten Haltung jederzeit abgeklärt. In dieser Vereinigung liegt vielleicht einer der wichtigsten Züge seines Wesens. Wenigstens trägt Mangel solcher Leidenschaft bei seinem Vater wohl mit Schuld an der Unfruchtbarkeit der Reformversuche vor 1806: dagegen verpuffte die edle Glut seines Bruders in stossweisen Aeusserungen leidenschaftlichen Wollens oder Weigerns. So erscheint er als wirklicher Politiker, fest und doch biegsam. Ohne Grundsätze zu opfern, tritt er ungeschwächt an Selbstgefühl und Ansehen hinüber auf den Boden veränderter Verhältnisse. „Thue, was du sollst, komme, was da muss“, war einer der Wahlsprüche des Sechzigers unmittelbar vor der Thronbesteigung.

Ueberzeugter Legitimist hatte er einst gekämpft für Aufrechthaltung des absoluten Staates. Jetzt war es seine Sehnsucht, sein Preussen auch unter neuen Formen gross zu wissen und zu machen. Preusse vor Allem hätte er nie, wie Friedrich Wilhelm IV vor und während 1848, zu Ideen seine Zustimmung erteilt, durch welche (nach bekannter Formel) Preussen in

Deutschland aufgehen sollte. Und doch war er deutsch nach Empfinden und Wollen. *Die Zukunft Deutschlands durch Preussen war sein Glaube.* Unter Vertrauten hatte er es schon in den zwanziger Jahren beklagt, wie wenig der Schwung der Freiheitskriege der nationalen Sehnsucht Früchte getragen. Aus der Natur der Dinge entnahm er die unerschütterliche Ueberzeugung, dass in der Not Deutschland immer wieder zu Preussen kommen werde und müsse, dass in der Richtung die Zukunft beider läge. Sich selber hielt er freilich nicht mehr berufen, die Zeit der Erfüllung zu schauen oder gar zu föhlern.

Zum Denken erweckt in der Jugend durch die Schrecknisse der französischen Revolution, zu Erstlingsthaten begeistert wider sie oder ihren Erben in den Befreiungskriegen, hatte er sich wie zahlreiche Zeitgenossen in sehr bestimmte Abneigung gegen die Idee der Revolution, gegen „jede Volksbeglückung von Unten“ hineingelebt. Wie sollte dem festen Mann der Gedanke beikommen, die Hegemonie über Deutschland zu erstreben auf den Schultern einer Revolution? Innig durchdrungen vom Glauben an ein göttliches Recht der Krone, hat er den Grundsatz festgehalten, dass man, indem man die Rechte Anderer berücksichtigt und schone, sich sein eigenes Recht bewahre. Nicht Hegemonie sondern Parität mit Oesterreich in Deutschland war sein Ziel. Wie er in einer Denkschrift vom Mai 1850 das friedliche Recht der engeren Union Preussens mit den übrigen Staaten, neben einem weiteren Bund mit Oesterreich, aus Art. 11 der Bundesakte ableitet, so sind seine Träume auf ein geeintes Deutschland seines Sohnes oder Enkels damals schwerlich über diese Grenze hinausgeschweift. Dass eine Kaiserkrone nur auf dem Schlachtfelde gewonnen werde, wusste er. Und nichts

lag seinem gerechten Sinne so fern als die Absicht, Preussens Schwert zu gebrauchen zur Beeinträchtigung der deutschen Mitfürsten.

Aber wozu, höre ich einwenden, wozu jene Heeresreorganisation, jener „eigenste Gedanke“ des Herrschers, wenn nicht zur Lösung der deutschen Frage mit gewaffneter Hand? Französische Beurteiler haben, sicherlich aus dieser Anschauung heraus, König Wilhelm geschildert als „annexioniste par tempérament“. Die preussischen Parteien dagegen, welche wider die Heeresverstärkung so leidenschaftlich sich stemmten, hatten derselben nie eine solche Erklärung zubilligen wollen. Wie überaus charakteristisch für den König, dass im Frühjahr 1866 sein Minister dem italienischen Unterhändler erklärte, in gewisser Beziehung sich nichts Willkommeneres zu wünschen, als eine Situation ähnlich demütigend für Preussen, wie die vor Olmütz — wohl wissend, dass sein Herr dann sicherlich nur die eine Empfindung haben würde: Krieg für Preussens Recht und Ehre. König Wilhelm würde nie die Gelegenheit zur Einigung Deutschlands herbeigezwungen haben, obwohl er fest glaubte an die geschichtliche Bestimmung seines Staates!

Und gerade weil dem so war, galt es ihm als heilige, gleichsam vorbereitende, Pflicht, Preussens gutes Schwert scharf zu machen. Er hatte es erlebt, wie 1814 die Missgunst der Grossmächte unserm geschwächten Staat eine zerrissene Gestalt aufgenötigt hatte; knirschend hatte er 1850 gesehen lassen müssen, dass die Mächte sich angeschiedt, uns beim Verfolgen der geschichtlichen Bestimmung ins Schwert zu fallen und Einhalt zu gebieten. Er verurteilte den Kleinmut der damaligen Leiter Preussens; er selber bezweckte nur moralische Eroberungen, aber stark sollte durch seine Arbeit Preussen werden zur Abwehr von Unbill oder Schmach. Darin sah er seine Mission.

Unverstanden im Land und draussen blieb diese Politik des Prinzregenten und Königs. Es trug dazu bei das Fehlschlagen der durchweg ehrlichen aber zu unentschlossenen Haltung während des Krieges von 1859. Die innere Opposition gegen die Heeresverstärkung zog Nahrung gerade aus der Nichtausnutzung der Lage Oesterreichs im Sinn der nationalen Ziele. Und da kam es denn zu dem tief beschämenden Schauspiel, dass dieser Mann, dessen ehrlichem Gemüt ein Konflikt der Interessen von Regent und Unterthanen unbegreiflich blieb, abermals eine Zeit der Verkennung, ja erbitterter Abneigung, erleben musste, die sein Bild rasch ins Gegenteil verzerrte. König Wilhelm hat keine besondere Empfänglichkeit besessen für jubelnde Begeisterungstimmung der Massen, seine etwas schwunglose Natur, seine auf militärische Regelmässigkeit gerichtete Denkart standen dem entgegen. Aber zweifellos hat ihm die bittere Erfahrung, die Liebe seiner Unterthanen, die sich ihm anfangs vertrauensvoll zugewandt, eingebüsst zu haben, schwere, schlaflose Nächte bereitet. Nur das Pflichtgefühl hat ihn aufrecht erhalten in diesem Kampf; wiederholt hat er den Gedanken des Verzichts erwogen, aber er harrte aus zu seinem und unserm Heil. Wie während des Krimkriegs, das was er Russlands „Unrecht“ nannte, ihn unter Russlands Gegner reihte, trotz seiner freundschaftlichen Verehrung für den Czaren, seinen Schwager; wie er im hohen Alter für den norddeutschen Bund gegen seine schwankenden Räte die Todesstrafe für Mordversuch gegen Landesherren festhielt, obwohl er persönlich bis aufs Aeusserste zögerte, ein Todesurteil zu bestätigen und nie wissen wollte, wann es vollzogen wurde, so zeigte er auch in der Konfliktzeit sich seines Preussenheeres würdig: die Zucht, die er von ihm verlangte, er übte sie ausdauernd an sich selbst.

So fand die reife Zeit den reifen Mann.

Die auswärtige und die innere Politik eines Grossstaates bedingen sich gegenseitig. Die Politik der sogenannten Aera hatte darin gefehlt, dass sie mit den Rechten des eigenen Herrschers liberal verfuhr, während sie — und dies ganz aus dem legitimistischen Sinn Wilhelms — die fremder Fürsten sorgsam in Acht nahm. Wenn Bismarck später erklärt hat, dass der König aus Furcht in reaktionäre Bahnen gezogen zu werden, lange vor seiner Berufung zurückgescheut sei, so verträgt sich damit sehr wohl die andere Kunde, dass auch Besorgnis mitgespielt, gegenüber den Mitfürsten zu revolutionären Massnahmen fortgerissen zu werden. Wie Beides sich berühren kann, mag die Geschichte erläutern. Parteigänger der Reaktion hatten im Jahre 1850 die Begeisterung der volkstümlichen Landwehr bei der Mobilmachung wider Oesterreich als Sympathie mit der Revolution ausgelegt und ebenso hatte 1866 ein Mann wie Ludwig von Gerlach den Entschluss zum Krieg als Befleckung des königlichen Gewissens gebrandmarkt. Andererseits hat bekanntlich die gesamte fortschrittlich-demokratische Partei, trotz ihres nationalen Programms, aufs leidenschaftlichste denselben Krieg als mutwillig verdammt, weil sie in ihrem Doktrinarismus als seine Ursache nur Fristung der Reaktion im Innern ansehen wollte.

Zwischen den Parteien und über ihnen hatte sich, von allen unverstanden und fast einsam selbst innerhalb seiner Familie, der König seinen Standort ausgewählt, in der unwandelbaren Ueberzeugung, dass es Preussens Beruf sei, daheim und in Deutschland das Recht zu schützen und zu entwickeln, also das Recht der Krone und des Volks, der Dynastien und der Verfassungen. Als Pflicht und Recht seiner preussischen Krone, als

seine persönliche Mission sah er von Anfang an die Heeresreorganisation an. Schon als Prinz hatte er 1848 in den „Bemerkungen“ zu dem Reichswehrentwurf der Frankfurter Nationalversammlung seiner Anschauung Ausdruck gegeben. Um es kurz zu sagen, er fand die dem Scharnhorst'schen Krümpersystem entsprechende kurze Ausbildung von Rekruten sachgemäss für eine Zeit, wie die vor 1813, wo der Rachekrieg geplant war für den nächstbesten Augenblick: aber für eine lange Friedenszeit verlangte er Erziehung der Rekruten zu Soldaten in ununterbrochener dreijähriger Dienstzeit, weil nur dadurch Gewähr gegeben sei, dass im Ernstfalle der eingezogene Landwehrmann sein Handwerk nicht verlernt habe.

Die Stürme, die er durch konsequente Verfolgung dieser Umgestaltung und Fortbildung unseres Heeres auf sich herabzog, leben noch in Aller Erinnerung. Aber gerade in ihrem Brausen hat sich der König gefunden mit dem rettenden Piloten. Der Hader um die Reorganisation war zum Verfassungskampf geworden, zum Kampf um die Grundlagen des Königtums selbst. König Wilhelm tritt für die echt-hohenzollernsche Würdigung unseres Königtums als einer lebendigen, selbstthätigen Kraft, die vor der Verfassung da war und neben derselben sich geltend zu erhalten habe. Gerade die so viel angefochtene Krönung in Königsberg hatte ausdrücklich eine Aussöhnung des historischen Königsrechts mit dem neuen Verfassungsrecht versinnbildlichen sollen. Sie hatte den Gegensatz eher verschärft. Da war es Bismarck, der gerade in dieser Hinsicht aus anererbter und anerlebter Ueberzeugung mit wärmster Hingabe sich dem schwer Ringenden zur Seite stellte. In diesem Kardinalpunkt haben beide so verschiedene Männer sich gefunden. Schon daraus erhellt die innere Unmöglichkeit

der Vorstellung, dass in dem lebenslänglichen Bund dieser König nur der geniessende, gehobene, sein Minister der gewährende, herrschende gewesen sei. Wenn Bismarck das schwere Stück Arbeit vollbringt, bestimmend auf die Entschliessung und Ausdauer seines Herrn zu wirken durch die Situationen, in welche er ihn zu stellen weiss, so hat er das gethan im Dienst von Ideen, die auch die des Königs waren. Nie hat er unternommen, den König vorwärts zu drängen wider die Grundtendenz seines Wesens. Es gehörte zu Bismarcks Maximen, dass Entscheidungen eines Herrschers, bei denen in vollster Verantwortung um Krone und Ehre gespielt wird, nur aus der freien Initiative des souveränen Willens hervorgehen dürfen, sollen sie anders nicht lahme, halbe, verderbliche werden. Bei König Wilhelm bedurfte es nach den ersten Jahren in der Regel nur des „Augenscheins“, wie Bismarcks unvergleichliche Kunst ihn zu gestalten wusste, um die Wahl zwischen dem, was etwa persönlicher Edelmut, rein menschliche Neigung zu empfehlen schien, und dem, was opfervolle Pflichterfüllung war, selbstverständlich zu machen. So war es eine Freude auch für die stahlunpanzerte Entschlossenheit des genialen Ministers, einem solchen Herrn zu dienen. Das Verhältnis beider Persönlichkeiten, kaum je dagewesen in diesem Lebensverein der Treue um Treue, ehrt beide: sie haben beide der gnädigen Fügung stets Dank gewünscht.

Wie könnte man im Ernst zweifeln, dass Bismarck der gewaltigere war, eine Prometheusnatur! Aber je mehr man sinnt, um so mehr befestigt man sich in dem Glauben, dass das Werk nur durch das Zusammenwirken beider gelingen konnte. Wohl schneidet scharf der blanko Stahl, aber er schneidet zu tief, zu schmerzlich, wo er nicht tödten, sondern nur mit blutigem Eingriff neuem Leben die Bahn frei machen soll.

Eine Kraft so genial wie die Friedrichs des Grossen würde Deutschland haben erobern können: ob es aber so geeint zusammengehalten hätte? Es bedurfte des Speers, der die Gabe besass, die Wunden zu heilen, die er schlug! Aus so zauberkräftigem Metall war König Wilhelm geformt, eine Persönlichkeit, wie geschaffen, um Richt- und Anziehungspunkt zu werden zur Sammlung eines gefährdeten und zerrissenen Volkes. Und was ja einmal Milde seines Alters, was gerade seine menschlich-schönsten Seiten an Schwankungen verursachten, das konnte Bismarck wieder in die Richte bringen, bei ihm stehend als Lenker des Streitwagens im Kampf der politischen Interessen. Dem war von Anfang an klar vor Augen, dass die Heerverstärkung das Werkzeug sei preussisch-deutscher Einheitsbestrebungen und dass nur ein Erfolg der letzteren das Königtum im Innern entlasten könne von dem Andrang, der sich gerade wegen der Heerverstärkung dräuend erhoben hatte. Drum durfte König Wilhelm das Programm zerreißen, durch das er ihn anfangs hatte einschränken wollen: Drum versagte er sich, auf Bismarcks Rat, der von Oesterreich ohne und eventuell gegen Preussen angezettelten Reformberatung der Fürsten in Frankfurt. Beinahe klang es schon wie heller Schwertschlag, wie nun zur Antwort Preussen sein besonderes Verhältnis zu Deutschland keck hinzustellen wagte. Aber doch war es ganz im Sinne des Königs, wenn vom Auftauchen der schleswig-holsteinschen Frage an der ehrliche Versuch gemacht wurde, um Preussens Interesse zu wahren im Einvernehmen mit Oesterreich. Niemand konnte das Misslingen der Probe schmerzlicher beklagen als der friedliebende König; niemand konnte innerlich bekümmert sein über die Parteinahme fast aller Bundesfürsten wider Preussen; niemand hätte so schwer den

Entschluss gefunden, gegen Habsburg mit dem schicksalsverwandten Italien sich zu verbinden.

Aus heissem Ringen mit sich selbst und seinem Gott ist dem Herrscher, im Widerstreit mit anezogenen Empfindungen, im Gegensatz zu Denen, die ihm am Nächsten standen und aufdringlichen Mahnungen von Rechts wie von Links aus reinem Gewissen der Entschluss erwachsen, den die Ehre des Staates heischte!

Und so zog er denn hin zum Kampf auf Böhmens Schlachtfeldern, der greise Held, an der Spitze des Heeres, das er neu geschaffen, mit den Prinzen des Hauses und mit seinem Moltke, seinem Roon, den Generälen allen, die er erkannt und gewählt: keiner weniger vermessen hinsichtlich des Erfolges, keiner demütiger vor Gott als er selbst. Und als dann, weit über Erwarten, die eine Schlacht den Feldzug entschieden hatte, wie entfernt blieb er von Ueberhebung! Wo in aller Geschichte findet man einen Sieger, der nach so handgreiflichem Triumph seiner Ideen über die Gegner daheim, nicht einen Schritt über das hinausgegangen wäre, was er stets als unerlässlich für das Königtum erklärt hatte! Aber nicht nur im Frieden mit seinem Volk bewies er wahre Grösse: auch dem äusseren Feind gegenüber hat er den Bundesgenossen alter Tage nicht vergessen mögen. Zwar kam es anfangs, zu Bismarcks Verzweiflung, seinem soldatischen Empfinden schwer an, zu verzichten auf Bestrafung aller Besiegten durch Landabtretung im Kleinen. Aber vielleicht erklärt sich diese Erscheinung mit aus seiner legitimistischen Abneigung gegen Enthronung ganzer Dynastien in Deutschland. Die aber wurde um so unumgänglicher für die nötige Rekonstruktion Preussens und Deutschlands, je mehr die Zahl der verfügbaren Gebiete zusammenschmolz. Auch hierbei hat er sich schliesslich ebenso staatsmännisch wie versöhnlich gezeigt.

So nur konnte ein norddeutscher Bund als Kern des neuen Deutschland, um das verjüngte Preussen sich zusammensuchen, in fester Anlehnung an den zu Schutz und Trutz verbundenen Süden. So nur konnte, als die Zeit erfüllt war, Alldeutschland in König Wilhelm seinen ersten Kaiser im neuen Reich begrüßen. Die gemeinsamen Siege unter seiner Führung gegen den alten Herausforderer, gegen Frankreich, deren rühmreiches Gedächtnis im vorigen Jahr vor unserm inneren Auge erneuert worden ist, haben die Grundbedingungen geschaffen zur Errichtung des hohenzollernschen Kaisertums.

Kaiser Wilhelm blieb, der er als König gewesen. Wie er viel zu billig dachte, um zu erwarten, dass die neuen Untertanen Preussens plötzlich ihren Sinn umwandeln würden, so hätte er nur allzugerne aus verschiedenen Gründen sich am Präsidium des neuen Bundes genügen lassen, ohne den ihm fremdartigen Glanz der Kaiserkrone. Aber wie zeigte er sich alsbald auf der Höhe seiner Aufgabe, als er klar alle jene chimärischen Rechte oder Pflichten von sich wies, die die Krone der mittelalterlichen Welt zu einem so verhängnisvollen Gut für unser Vaterland gemacht hatten. Für alle Zeiten, so Gott will, hat er das deutsche Reich geweiht zu einem Reich nicht kriegerischer Eroberungen, sondern einem Reich des Friedens, der Wohlfahrt, der Gesittung. Nachdem er als Mehrer des Reichs unsere Marken am Belt und an den Vogesen neu aufgerichtet, hat er sich genügen lassen dürfen, der Baumeister zu werden unseres Staates. Und ich denke, dass das Werk den Meister lobt.

Durch sorgsame Wahrung vertragsmässiger Rechte, loyale Berücksichtigung billiger Ansprüche, taktvollste Pflege persönlicher Beziehungen hat Kaiser Wilhelm die

deutschen Fürsten, einst eifersüchtige Neider, allmählig eng an das hohenzollernsche Kaisertum zu knüpfen verstanden. Indem vom Reich aus durch Erfüllung gerechter Forderungen des nationalen Einheitsdrangs, sowie unabweislicher Ansprüche sozialer Wohlfahrtspolitik der Damm gegen die Alle bedrohenden Gefahren der Revolution erhöht wurde, schmiedete man zugleich für das Gemeingefühl der regierenden Klasse eine weitere Klammer. Wie standen sie doch nach 17 Jahren treu geschaart um den Thron des Enkels des Reichsgründers, dieselben Fürsten, die anfänglich durch ihre Vertreter im Bundesrat nicht ohne Misstrauen gegen jede Fortentwicklung sich verhalten hatten.

Das Nächste war die Sorge für Sicherheit gegen das Ausland. Unsere Siege hatten uns wenig Freunde gemacht. Die Regierungen der europäischen Staaten blickten scheel auf uns, sei es, dass sie besiegt Rache brüteten, sei es, dass sie pangermanistische Pläne argwöhnten oder die Erfolge der jungen schwarz-weiß-roten Flagge im Welthandel neideten, sei es endlich, dass sie bloß empfanden, relativ schwächer geworden zu sein durch unsere wiedergeborene Kraft. Da that Wachsamkeit Not. Schon 1872 durfte der Kaiser sagen: „Ich fange gewiss in meinem Leben keinen Krieg mehr an, aber ich habe auch gesorgt, dass die Anderen es sich wohl überlegen werden, ehe sie mit mir anfangen.“ Aber ohne Rast und Ruh hat er an unserer Rüstung fortgeschmiedet, bis fast mit dem letzten Athenzug ihm die dankbar empfundene Freude ward, auch die letzte Lücke vernietet zu wissen. So trat stark durch sich selbst als eine Macht, die zu fürchten war, unser Reich in den Kreis der Mächte: ihm ward dazu der Schatz des Vertrauens, dessen sich die hoheitsvolle, friedonwaltende Persönlichkeit des Kaisers je länger je mehr

allüberall erfreuen durfte. Was anderswo Blendwerk gewesen das Wort, hier wards Ereignis: dies Kaisertum war in der That der Friede und des Friedens Hort. — Diesem kamen auch die altbewährten Beziehungen unseres Kaisers zum Kaiser von Russland zu Gute, sowie die durch ihn vermittelte Verständigung der drei Kaiser. Diese seine Lieblingsschöpfung ging zur Rüste nicht durch seine Schuld oder die Bismarcks; im Gegenteil das Vertrauensverhältnis riss, weil ein von panslavistischen Gedanken nicht unbeeinflusster Kanzler den Czaren zu einem Ton und zu Anforderungen bestimmte, die unsere gern entgegengebrachte wohlwollende Neutralität in Gefolgschaft und Unterordnung unserer Interessen verwandelt haben würden. Schweren Herzens, wie kaum je zuvor, aber kraft freien Entschlusses brachte der alte Kaiser der Ehre des Staates auch das Opfer seines Abrückens von jener traditionellen Intimität. Aber wir verdanken es seiner nie ruhenden Weisheit vornehmlich, dass ein Bruch, den keine Interessen heischten, vermieden blieb, dass die gelockerten Fäden allmählig wieder fester angezogen wurden und selbst die Gefahr eines Thronwechsels in Russland anzuhalten im Stande waren. Beide Reiche haben sich wohlwollende Neutralität bei einem Angriff schliesslich versprochen. Es war das ganz im Sinn Kaiser Wilhelms eine Ergänzung seiner Friedenspolitik, die schon *zuvor* durch Abschluss des Defensiv-Bündnisses mit Oesterreich-Ungarn, dem später auch Italien sich angliederte, eine neue Grundlage gefunden hatte. Jenes deutsch-österreichische Bündnis verwirklichte auf völkerrechtlicher Basis einen Gedanken, den, wie die Patrioten von 1848, so Kaiser Wilhelm in seiner Denkschrift von 1850 im staatsrechtlichen Sinn empfohlen hatte; Deutschland geeint unter Preussens Führung im weiteren Bund mit Oesterreich. Es wird

unvergessen bleiben, wie der deutsche Kaiser in jenem Dreibund, zugleich in guten Beziehungen zu den übrigen Mächten, durch ein Jahrzehnt die leitende Stimme gehabt hat im Rat der Völker.

So wenig es an schweren Gefährdungen dieses Friedenssystems gefehlt hat, so wenig sind dem Gründer des Reiches Kämpfe im Inneren erspart geblieben. Nur im Beginn der sieben Jahre mit den Regierungen, dauernd mit den Parteien. Es übersteigt die Grenzen der Ausdrucksfähigkeit innerhalb weniger Minuten, den Verlauf dieses Ringens im Einzelnen anzudeuten: auch ist es heute noch vielfach unthunlich den persönlichen Anteil des Kaisers genauer zu bestimmen.

Die sieben Friedensjahre Kaiser Wilhelms haben dargethan die Lebensfähigkeit der Neuschöpfung. Unerschütterlich steht der Bau des Reichs, dem es nach deutscher Art zwar nie an Anfeindern fehlen wird, wohl aber an Gegnern, die ernstlich, so weit sie Deutsche sind, seine Existenz aufheben möchten.

Diese Festigkeit verdankt das Reich dem einsichtsvollen Walten des alten Kaisers und der Thatkraft seines Kanzlers. Der erstere hat auch fürs Reich das Wesen wahrer Monarchie leuchtend verkörpert durch Verhalten und Wort: so kommt es, dass wir einen Verfassungsstaat besitzen ohne parlamentarische Parteiherrschaft. Arbeitsam und fortlernend bis ins höchste Greisenalter hat ferner Kaiser Wilhelm die Gerichts- und Rechtseinheit des Vaterlandes mit herzlicher Teilnahme gefördert. Er hat, wie gerade neueste Veröffentlichungen darthun, die finanzielle Selbständigkeit des Reichs durch die Steuerreform ebenso eifrig vertreten, wie die im Sinne der Wohlfahrt des Ganzen und der Einzelnen gedachte Wirtschaftspolitik. Er hat vorsichtig die

Entwicklung unserer Marine gefördert, die den Deutschen im Ausland das Bewusstsein der Zugehörigkeit vergewöhnlicht und hat freudig die Anfänge eigener Kolonialpolitik begrüßt. Selbst ein Edelmann im schönsten Sinne des Wortes, hat er mit der ihm eigenen Wahrhaftigkeit und Ernsthaftigkeit ein König sein wollen der kleinen Leute, der Masse der minder Begüterten. Wie er in seinem Preussen reformierte, um den armen Mann zu schützen vor dem Gerichtsvollstrecker, hat er fürs Reich eine von staatlicher Seite noch nie dagewesene Richtung eingeschlagen, die die handarbeitenden Klassen sichern sollte vor Not durch Unfall und Krankheit, Invalidität und Alter. Das ist kein fremdartiger Tropfen in seinem Blute: von früh auf hatten Gedanken der Steuererleichterung (schon 1817), der Arbeiterfürsorge (schon in den vierziger Jahren) ihn beschäftigt. Auch trifft ihn keine individuelle Schuld, dass diese hochherzige Wohlfahrtspolitik bereits in eine Epoche der Verbitterung und Verhetzung der Gemüter gefallen ist. Durch die Verspätung Preussens in seiner Verfassungsentwicklung nach 1815 und die Langwierigkeit unserer Einheitsbestrebungen waren andere Sorgen so in den Vordergrund gedrängt worden, dass allzulang ein Verständnis nicht aufkommen konnte für die Schattenseiten der erst mittlerweile gezeitigten industriellen Entwicklung. In der Beziehung wenigstens hätte es zum Heil geraten können, wenn Reichsverfassung und Kaisertum schon 1849 zu Stande gekommen wären. Aber wer hat den Arbeitern verlichen, was sie bedurften, um sich geltend zu machen, wenn nicht Kaiser Wilhelm? Bei ihm floss der Gedanke der Sozialpolitik in der That aus seiner ganzen sittlich-religiösen Persönlichkeit. Ich muss mir versagen, im Anschluss hieran noch zu reden von seiner Stellung zu den Religionsparteien, deren Parität er nach

Kräften gewünscht hat. Für sich selbst hat er die Vorschrift „gelebt“, die er 1858 ausgesprochen hatte: „Die wahre Religiosität zeigt sich im ganzen Verhalten des Menschen“. —

Die geschichtliche Bedeutung eines Mannes bemisst sich nicht unabänderlich nach seiner genialischen Beanlagung und Kraft. Es spricht bitterster Sarkasmus aus Chamisso's Worten über Alexander den Grossen:

Wer gründlich weiss die Mitwelt zu verheeren,
Muss unvergesslich zu der Nachwelt wandern.
Wer recht uns peitscht, den lernen wir verehren.

Mit allem Fug wird die bleibende Verehrung der Völker Fürsten zu teil, ohne jene dämonische Ruhmbegier, Fürsten, die zur rechten Stunde befähigt sich erwiesen zur rechten That. Im Zusammentreffen von Stunde und That liegt nicht minder das Ausserordentliche im Leben dieses Herrschers, wie in seinem Zusammenwirken mit ihm überragenden Rathgebern. Jenes Zusammentreffen ist nicht ein blosses Finden der Gelegenheit. Manch scheinbare Gelegenheit hat sich in unserer Geschichte als Irrweg, als Versuchung gezeigt: die letzteren abzuweisen, über den Weg sich den Blick nicht trüben zu lassen, das macht die historische Stellung aus. Es hat gewaltigere Herrschernaturen gegeben als den Helden der heutigen Poëten: aber keine hätte nach der Lage der Dinge dem Vaterlande mehr frommen können, als dieser bescheidene, hellblickende, gerechte und pflichtgetreue Patriarch, dieser unermüdet strebende Kämpfer, der trotz einer selten erhörten Laufbahn nie den Menschen hat vermissen lassen.

Unser Volk ist zu wahr, um auf die Dauer Götzen zu dulden im Pantheon seine Geschichte: aber es ver-

gisst nicht seine echten Wohlthäter. Drum wird, so
lange ein deutsches Vaterland bestehen wird auf diesem
Erdenrund, ja so lange unsere Sprache erklingen wird,
das deutsche Volk in Ehren halten das Andenken des
ersten deutschen Kaisers, Kaiser Wilhelm des Alten.

41
335